

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde
Herausgeber: F. Pieth
Band: 20 (1870)
Heft: 1

Artikel: Ein Duell im 17. Jahrhundert
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-895016>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

V o l k s b l a t t

(bündn. Monatsblatt)

Schweizerische Zeitschrift für Volkswirthschaft und Volkskunde.

(XX. Jahrgang.)

Nr. 1.

Chur, 15. Januar.

1870.

Erscheint alle vierzehn Tage und kostet jährlich in Chur Frk. 2. —; auswärts franco in der ganzen Schweiz Fr. 2. 50 Rp.

Redaktion: F. Gengel.

Inhaltsverzeichnis: 1) Ein Duell im 17. Jahrh. Erzählung aus der Bündner Geschichte. 2) Kurze Geschichte des Sennereiwesens von Dir. Schatzmann. 3) Sperlings Empfehlung, Gedicht. 4) Chronik.

Ein Duell im 17. Jahrhundert.

Erzählung aus der Bündner Geschichte.

Am 15. März 1627 hatte das Stineli im Wildenmann zu Chur, des Schenkwrith's hausliche Tochter, alle Hände voll zu thun. Es war Markttag, die Stube gefüllt mit Pundtsleuten von nah' und fern, die in ihren grauen Röcken und kurzen Hosen an den Tischen saßen, und die blauen Strümpfe mit den strammen Waden bald vor sich hinstreckten, bald um die Bänke baumeln ließen. Jeder hatte seinen großen Humpen vor sich, aus welchem der rothe Beltliner nur so zu verduften schien. Das Stineli hatte genug zu schaffen, die geleerten Gefäße fortzunehmen und frischgefüllt wieder hinzustellen. Die Laune der Gäste war verschieden, manche strengten sich an, dem Markttag die Ehre anzuthun, und setzten verschiedene Male an, durch Anstoßen der Gläser oder durch einen plötzlichen Jauchzer Fluß in die Lebensgeister zu bringen. Auch die Geiger, welche wie so manchen andern Markttag, so auch heute den „grauen Puren“ die Schwermuth mit Erfolg zu vertreiben gewußt, zerarbeiteten vergeblich ihre ächzenden Instrumente, bald mit lustigen Hopsfern, bald mit den pompösen Besatzungsmärschen.

Allein alle diese Versuche, die Gemüthlichkeit mit Rippenstößen aufzumecken, scheiterten an der düstern und mißlaunigen Stimmung, welche wie das Schratteli über den Gästen zu lagern schien. Trübselig schauten sie auf die Tiefe der Humpen oder schlürften nachdenklich lange Züge, welche in langsamen Windungen wie über eine Kirchthurmtreppe durch den Hals hinunterzuschleichen schienen oder sie flüsterten untereinander und werweiseten hin und her, als wäre Jedem eine Maus über die Leber gelaufen.

„Da haben wir's wieder einmal erlebt mit diesen fremden Potentaten! Mit ihren feinen Junkern von Gesandten wissen sie uns so zuckersüß zu thun und wollen uns helfen, nur aus Liebe zu den braven Männern der

drei Bünde, nämlich wenn wir ihnen unsere Fäuste leihen, dem Andern ein Auge blau zu schlagen. Ist's aber gewonnen, so machen sie Patsch miteinander und lassen die dummen Grisons Esel sein!"

So ließ sich endlich einer der Gäste, ein runder Bürger von Chur etwas lauter vernehmen, dem sowohl der Geist des in politischen Sorgen geschlürften Getränkes, als das drückende Gefühl, welches ein eingeweihter politischer Geist empfindet, ein Geheimniß zu bewahren, aus den rothen Augenlein leuchtete.

„Wißt Ihr denn etwas näheres?"

„Ja freilich, Gevatter, ich will's Euch sagen."

Und nun begann der diplomatische Bürger seinen Zuhörern auseinanderzusetzen, wie zwar nach Aller Wissen die Bünde im Veltlin wieder triumphirt und dieses Land seinem rechtmäßigen Herrn wieder zugefallen sei, wie aber handkehrum Frankreich treulos mit Spanien tractirt und die Sache so eingerichtet habe, daß das Veltlin den Bünden nur dem Namen nach, in Wirklichkeit aber nicht ihnen, sondern Frankreich gehöre.

Was Meister Martin, der Vortragende, seinen Zuhörern mittheilte, war, einige Floskeln und Zusätze seiner lebhaften Phantasie abgerechnet, nur zu richtig. Die drei Bünde hatten nach unsäglichen Mühen mit Frankreichs Hülfe den Habsburgern das Unterthanenland Veltlin wieder entrisen. Aber gerade im Augenblick, da sie sich der triumphirenden Freude hingaben, nun wieder in den ungestörten Besitz ihrer Vogtei zu treten, schloß Richelieu, der allmächtige französische Minister heimlich mit den Madrider Staatsmännern den Vertrag von Monzone ab, durch welchen es der Thatsache nach das eroberte Land in seine Hand brachte. Habsburg war nach dem Verluste des Landes zufrieden, wenigstens durch einen Vertrag mit Frankreich sich eine diplomatische Handhabe der Einmischung für die Zukunft vorzubehalten. Es war dies um so mehr, als es durch den genannten Vertrag die Alleinherrschaft der katholischen Konfession im Veltlin sicher stellte. Frankreich seinerseits behielt sich durch die Bedingung, daß die Veltliner ihre Amtleute selbst wählen, die Bünde, sie nur, und zwar bei Verlust auch dieses Rechtes, nach bestimmten Vorschriften, bestätigen sollten, das Patronat über das Veltlin in einer Weise zu, daß die Oberhoheit der Bünde zu einem Schatten herabsank. Von diesem, vor wenigen Tagen, am 5. März abgeschlossenen Vertrage war die gerüchtweise Kunde in die Bünde gedrungen und hatte dort eine ebenso aufgeregte, als zugleich gedrückte Stimmung erzeugt. Wohl hätten die Bünde es in der Hand gehabt, das Unterthanenland moralisch zu erobern, wenn sie ihm freiwillig selbst Freiheit und gleiche Bundesberechtigung eingeräumt und die Veltliner, welche doch ihrer Abstammung nach auch Rhätier waren, als freie Bürger in ihren Bund aufgenommen hätten. Allein zu solcher geläuterten Ansicht der Freiheit, welche zugleich die klügste Politik gewesen wäre, hatte man sich damals noch nicht erhoben. Die Bünde wollten für sich das freieste Volk der Welt sein und keine Vögte über sich anerkennen, das benachbarte und stammverwandte Veltlin aber, wie ein Landesfürst seine Unterthanen, durch Vögte beherrschen. Um so ergriminter war man, daß die Hoffnung, dies wieder thun zu können, nach so vielen Anstrengungen plötzlich wieder fehlgeschlagen hatte.

„Das ist ein verteufelter Streich, knirschte Amman Bastian, ein stämmiger Landmann, der den Erörterungen Meister Peter's aufmerksam zugehört hatte. Da werden wir altgefrennte Pundtsleute nun wohl von den Beltlinern regiert werden, statt umgekehrt. Denn die Herren Landshauptleute, Vicare und Podestate werden wohl wissen, wem sie den Bart zu streichen haben, wenn sie in Sonders und Morbenn gewählt werden. Aber so lieb kann es ihnen selbst auch nicht sein, denn die Seckel füllen sich leichter, wenn man nicht Leuten zu befehlen hat, welche wählen. S' ist aber sonst eine Schande für die Bünde. Haben sie Gut und Blut gesetzt an dieses Beltlin und jetzt, da wir's in Händen haben, sind wir jämmerlich drum betrogen. Das geht an unsre Ehre. War denn Niemand unter unsern Häuptern, der diese Schmach verhindern konnte?“

„Sprich nur nicht so laut, flüsterte Meister Peter, man weiß nie was den Franzosen zu Ohren kommt und grad verderben möchte ich's nicht mit ihnen, so lange sie im Lande sind. Unsere Häupter sind stolze, tapfere, brave, gelehrte Männer, aber um den Spaniern und den Franzosen ihren Strichen links um die Ecke nachzugucken, da brauchts ein Auge, du verstehst, ein Auge, das nicht nur in die Schlüssellocher, sondern auch um die Ecken herum sieht. Einen allein weiß ich, der kann's jetzt noch ändern. Das ist der Jenatsch.“

„Du schüttelst den Kopf. Weiß wohl, hat manches auf dem Gewissen, aber wer ist heutzutage rein, der sich in Staats- und Kriegsgeschäfte mischt, etwa die Planta und der Robustell mit ihrem Beltliner Mord he! Dafür weiß der Jenatsch auch alle Fäden, an welchen heutiges Tages oben und unten gezogen wird und er blickt in alle Gewebe, seien sie noch so fein gesponnen. Ruhmsüchtig ist er zwar und herrschsüchtig und weiß für sich zu sorgen, aber es ist ihm auch kein Opfer zu groß, kein Mittel zu schwer, für Ehre und Vortheil unserer Bünde. Das ist ein Mann, wie's ihn jetzt braucht und gib Acht, wie ich ihn kenne, wird ihn dieser Spaniervertrag nicht schlafen lassen. Er wird ein Loch hineinmachen. Gewiß, er wird's thun.“

Ein lauter Ausruf der Wirthstochter unterbrach hier das Gespräch. Am Fenster stehend, deutete sie mit der Hand hinunter nach der Straße auf einen Zusammenlauf von vielem Volk, dessen Geräusch bis in die Wirthsstube drang. S' sind unsere Kriegshauptleute, sprach sie, der Oberst Ruinell, Hauptmann Thyß, Hauptmann Jenatsch, auch der Basler Zegin ist bei ihnen. Sie ritten die Gasse herauf um die Ecke, das Roß des Basler's hat ein Kind getreten. Das arme Geschöpf blutet, ein Bürgermann schilt laut und deutet auf das Rathhaus. Jenatsch spricht zu ihm. Die Hauptleute wenden sich, sie reiten hieher, der Ruinell voran, gleich werden sie da sein.

(Schluß folgt.)
